

# Wie betreibt die Kirche ihr Kerngeschäft?\*

Joachim Wanke, Erfurt

Besucher der früheren Sowjetunion bekamen manchmal auf die Frage, ob eine Kirche noch als Kirche genutzt würde, die Antwort: „Ja, diese Kirche arbeitet noch!“ Diese Formulierung mag zum Schmunzeln veranlassen, aber irgendwie enthält sie auch ein Körnchen Wahrheit. Die Kirche als ein aus Menschen bestehendes Gebilde, als ein „Sozialkörper“ mit diversen Strukturen, Untergliederungen, Einrichtungen und Organisationsformen „arbeitet“. „Ich habe sonntags Dienst“, sagt der Pfarrer. Ob er den Gottesdienst als Arbeit empfindet, mag dahingestellt sein. Aber nach der dritten Hl. Messe mit Predigt ist man auch als Pfarrer froh, „Feierabend“ zu haben.

Die ganze Ambivalenz dessen, was wir Arbeit nennen, trifft auch kirchliches Handeln. Zudem ist sofort zu unterscheiden zwischen dem Handeln und Tätigsein des einzelnen Kirchenmitgliedes bzw. dem Handeln einer Person im kirchlichen Auftrag in oder außerhalb der Kirche einerseits und dem Handeln der Kirche als Institution, das meistens im Agieren ihrer Repräsentanten bzw. im öffentlichen Urteil etwa der Medien über Kirche wahrgenommen wird. Es ist bekannt, dass diese Wahrnehmung sehr auseinanderdriften kann, etwa nach dem Motto: Die Kirche insgesamt ist ein lahmer Verein, aber unser Pfarrer vor Ort ist ein engagierter Mann! Diese Fragestellung tritt natürlich in jeder Institution auf, seien es Parteien, Gewerkschaften, Verbände oder andere Sozialorganisationen. Das ist hier nicht weiter zu verfolgen. Mein Anliegen ist es, entsprechend der Intention dieser Fachtagung, einige Antworten zu der Frage beizusteuern, ob und was zur spirituellen Seite des kirchlichen Wirkens bzw. des Christseins überhaupt gesagt werden kann.

Was jedem Christen aufgetragen ist

Das mir vorgegebene Thema spricht vom „Kerngeschäft“ der Kirche. Ich setze voraus, dass nicht nur Pfarrer und Bischöfe das „Kerngeschäft“ der Kirche betreiben. Ein Christenmensch in der Welt, auch wenn er nicht kirchlich angestellt ist, ist und stellt Kirche dar, aber er tut natürlich noch

---

\* Vortrag bei der Fachtagung der Katholischen Akademie in Berlin und der Katholischen Fachhochschule Berlin am 1./2. Oktober 2001 zum Thema: „Spiritualität in der sozialen Arbeit“.

mehr als nur das, was der Kirche, was jedem einzelnen Christen aufgetragen ist. Der Christ baut als Ingenieur etwa eine Fabrikhalle, er fährt mit Frau und Kindern in den Urlaub und hört ab und zu mit Genuss ein gutes Konzert. Aber er geht eben auch in die Kirche, liest in der Bibel und gibt im Kollegenkreis zu erkennen, dass er an Gott glaubt und an „richtiges“ Leben mitten im „falschen“, um einmal mit dieser Formulierung Adornos den Glauben an Neugeburt aus Taufe und an zeitloses Leben in Gott zu umschreiben. Ähnliches wäre auch von jedem Sozialarbeiter zu sagen, auch wenn er bei der Caritas oder der Diakonie angestellt ist.

Somit überlappen sich die Arbeitsfelder von Kirche bzw. die Praxis des christlichen Alltagslebens in eigentümlicher Weise mit denen, die jedem Menschen zur Bewältigung und zur Gestaltung aufgetragen sind. Jeder Mensch muss sich mit Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen. Jeder Mensch hat das Bestreben, sich in Arbeit und durch schöpferische Tätigkeit zu „verwirklichen“, wie wir heute gern sagen (und ich vermeide jeden negativen Unterton bei dieser Formulierung!).

Für den Christen freilich ergibt sich die Eigenart, dass er nicht nur das eine oder andere noch zusätzlich „leistet“ (was oben mit dem Stichwort Gottesdienstbesuch anklang), sondern dass er auch seine scheinbar rein profanen Tätigkeiten (also etwa Konstruktionsarbeit am Reißbrett, Sekretärsarbeit im Büro, Schaffen am Fließband, Unterrichten von Kindern, Ausfüllen eines politischen Amtes usw.) nochmals in einen besonderen Kontext setzt, in ein besonderes „Licht“ hält. Diese Arbeit, darüber hinaus natürlich der ganze Lebensentwurf eines Menschen, erhält gleichsam noch einmal eine besondere „Einfärbung“, eine Art von Fermentierung, die weithin nicht von der Substanz der eigentlichen Alltagstätigkeit zu trennen ist, so wie Salz oder Zucker sich normalerweise in einer Flüssigkeit für das Auge unerkennbar in diese auflöst. Oder man könnte auch sagen: Der Christ setzt vor seine Tätigkeit in der Welt oder auch in der Kirche wie bei einer mathematischen Klammer ein Vorzeichen, ein Plus, das den gesamten Inhalt der Klammer neu definiert. Nur in Einzelmomenten, gleichsam im Verborgenen und wie im Nebenbei kann aufleuchten, dass zwei Menschen dasselbe tun, etwa einen Kranken pflegen, aber dies auf eigentümliche Weise doch jeweils anders tun. Am deutlichsten wird dieser Unterschied zwischen Glaubendem und Nichtglaubendem im Moment des Sterbens, wobei ich einkalkuliere, dass der Glaubende auch Angst vor dem Sterben hat, er aber doch im Glauben an Gott die Furcht vor dem Ausgelöschtwerden überwinden kann, was sich dann in der willigen Annahme des Sterbens als letztem und glaubwürdigstem Akt der Lebenshingabe ausdrücken mag.

## Das „Kerngeschäft“ der Kirche

Damit berühre ich das, was ich unter dem Begriff „Kerngeschäft der Kirche“ verstehe. Einziger Zweck der Kirche ist es, um einmal so verkürzt zu sprechen, den Menschen jeder Zeit und jeder Generation den Gotteshorizont zu erschließen, so wie das der irdische Jesus von Nazareth getan hat. Die Kirche tut dies im Wissen und im Glauben daran, dass dieser Jesus mehr als ein religiöser Lehrer war, dass er in seiner Person selbst Zugang zur Gotteswirklichkeit eröffnet, also gleichsam eine „Tür“ ist, durch die Gott in unser Leben, in diese Welt eintritt und umgekehrt wir Zugang zur Gotteswirklichkeit erhalten. Mit diesem Bildwort von der Tür kennzeichnet ja der 4. Evangelist das gesamte Wirken Jesu, das eben mit seinem Tode nicht aufhörte, sondern bis zur Weltvollendung am Ende im Wirken der Kirche fort dauert (vgl. Joh 10,9).

Um es nochmals anders zu sagen: Die Kirche ist um des Evangeliums willen da. Evangelium meint in diesem Zusammenhang nicht nur die Botschaft des irdischen Jesus von Nazareth. Evangelium im christlichen Sinn meint auch die Proklamation eines grundlegenden Machtwechsels, die Ablösung aller weltimmanenten Mächte und Gewalten aus ihren Machtpositionen und die Einsetzung des Auferstandenen zum Herrn über alle Welt, auch über die Kirche. Dieser Botschaft, diesem Evangelium soll in jeder Generation ein „Resonanzraum“ geschaffen werden. Instrumente benötigen bekanntlich einen Resonanzraum, in welchem der erzeugte Ton zum Klingen kommen kann. Der „Ton“, die Botschaft von Jesu Leben, Sterben und Auferstehung ist in der Welt. Diese Botschaft ist ein geschichtsmächtiges Faktum. Aber diese Botschaft will immer neu gehört und angenommen werden. Sie will und soll ein „Echo“ bewirken im Leben, im Herzen der Menschen. Paulus sagt einmal, als er sich Rechenschaft gibt über sein rastloses Wirken als Missionar und Gemeindegründer im Raum des Mittelmeeres: „Das alles tun wir eurentwegen, damit immer mehr Menschen aufgrund der überreich gewordenen Gnade den Dank vervielfachen, Gott zur Ehre“ (2 Kor 4,15). Das ist eine glückliche Formulierung für das, was wir das „Kerngeschäft“ der Kirche nennen können: Sie ist dazu da, den Dank, die *eucharistia* an Gott zu vervielfältigen. Und dazu trägt jeder einzelne Christ bei, ob kirchlich angestellt oder nicht. So kann die Kirche Kirche bleiben.

Darum, um diese Anstiftung zur „Danksagung“ bemühe ich mich in Thüringen als Bischof. Dazu tragen aber auch kirchliche Sozialarbeiter bei, die eine andere Facette dieser Dankesaufgabe von Kirche verwirklichen, die Diakonie. Dazu trägt eine Mutter bei, die ihr Kind beten lehrt, oder ein Katechet, der jungen Leuten den Sinn des Christseins erschließt. Möglichst viele Menschen sollen durch den Dienst der Kirche und das Lebenszeugnis

jedes einzelnen Christen entdecken, dass sie Grund haben zum Danken, ja, dass sie sich in einem letzten und tiefsten Sinne Gott „verdanken“. Dazu aber ist es notwendig, dass wir alle mehr und mehr lernen, uns in geistlichen Dingen von den Zeitgenossen ins Herz schauen zu lassen. Glaube kann sich nur an Glauben entzünden. Darum muss unsere je eigene Gottesbeziehung „sprechend“ werden. Ob das gelingt, ist meines Erachtens die wichtigste Frage im Blick auf die Zukunft von Kirche und Christentum in Deutschland.

Ich möchte noch etwas genauer das in den Blick nehmen, was diese Fachtagung zu fassen sucht: Das WIE einer sozialen Arbeit, hier in meinem Falle das WIE des kirchlichen Agierens auf den diversen Tätigkeitsfeldern, die man mit diesen Stichworten umreißen kann: Gottesdienst feiern, den Gottesglauben verkündigen und vertiefen, religiöse Bildungsarbeit leisten, Gemeinden aufbauen und dem Nächsten und dem Gemeinwesen dienen. Gemeinhin fassen wir Theologen diese Lebensvollzüge von Kirche in die Bezeichnungen: Liturgia, Martyria, Diakonia; und wenn man den Selbstaufbau von Kirche in jeder neuen Generation mit einschließen will, auch die Aufgabe: Communio ermöglichen, also Vernetzung der Gläubigen in den diversen kirchlichen Strukturen, wobei ich nicht nur an Pfarrgemeinden denke.

„Wie die Augen der Knechte auf die Hand ihres Herren ...“ (Ps 123,2)

Ich benutze, um die merkwürdige Einfärbung, diese besondere Fermentierung des kirchlichen bzw. christlichen Handelns zu beschreiben, eine uns vertraute Erfahrung. Es ist ein Unterschied, ob ein Kind vor den Augen der Mutter einer Tätigkeit nachgeht, beispielsweise Aufgaben erledigt oder einfach auch nur spielt, oder ob es sich dabei selbst überlassen bleibt, dies also allein, ohne „Beobachtung“ tun muss. Ich will das Bild jetzt nicht sonderlich vertiefen. Ich weiß auch nicht, ob meine Beobachtung vor dem kritischen Blick von Sozialpädagogen standhält. Aber ich habe den Eindruck, dass Kinder (manchmal auch Erwachsene) unter Beobachtung sich anders verhalten, als wenn sie allein sind. Mir jedenfalls geht es so. Ich sage es einmal ganz wertfrei: Ein Kind, das eine Bezugsperson in der Nähe weiß, fühlt sich angeschaut. Es kann bei jedweder Tätigkeit, selbst beim Spiel, nicht davon absehen, dass da jemand da ist, der zu ihm eine besondere Beziehung hat. Wir alle wissen, wie wichtig für Kinder Bezugspersonen sind, Personen, die mehr sind als Aufpasser, als Betreuer, als Lehrer, als Garanten der biologischen Existenz des Kindes. Kinder wollen „angenommen“ sein, gleichsam unter Absehung ihrer möglichen Leistungsfähigkeit, ihrer menschlichen oder sonstigen Qualitäten. Sie brauchen Personen, die zu ih-

nen sagen: „Es ist gut, dass du da bist; dass es dich gibt!“ Wer das erfahren hat oder auch als Erwachsener erfährt, dessen Leben kann gelingen.

Eben das ist mein Vergleichspunkt. Die Kirche bzw. jeder, der im Auftrag der Kirche handelt, betreibt das, was Aufgabe von Kirche ist, richtig und gut, wenn er aus diesem Wissen, diesem Vertrauen heraus agiert: Ich werde von Gott angeschaut, nicht von einem Aufpassergott (à la Eugen Roth!), sondern von einem Gott, der mir (in Menschenweise rede ich!) sein Herz zuwendet. Denn daraus verändert sich das WIE meines Verhaltens und meines Tuns. Inwiefern? Es wird

### 1. Gelassen werden. Zumindest ansatzweise.

Ein Kind wird vor den Augen der Mutter nie in existentielle Bedrängnis kommen. Zugegeben, es mag sich ängstigen, es mag auch manchmal unter Stress stehen. Doch „vor“ der liebenden Anwesenheit einer Mutter kommt eine Gelassenheit zum Tragen, die jedem normalen Kind, das unter guten familiären Bedingungen aufwachsen darf, ohnehin zu eigen ist. Das Wissen, im Letzten, was immer auch kommen mag, „aufgefangen“ zu sein, „gehalten“, nicht allein gelassen zu werden, wenn wirkliche Bedrohungen sich ergeben, ist die kostbarste Mitgift, die Eltern ihren Kindern vermitteln können.

Die Anwendung auf das WIE des kirchlichen und christlichen Handelns liegt auf der Hand. Es gibt nichts Schlimmeres als nervöse, hektische Pfarrer und kirchliche Angestellte, die andere mit ihren kirchlichen Untergangsvisionen bedrängen. Ich halte es geradezu für ein Kennzeichen wahrer Christlichkeit, bei allem Engagement, bei aller Pffiffigkeit, die uns als Kirchen und Christen auszeichnen sollte, diese Gelassenheit zu wahren, die weiß, dass wir Gott nicht mit unserer kirchlichen Betriebsamkeit unter die Arme greifen müssen, als sei er ohne uns hilflos.

Und ein weiterer Aspekt ist in diesem Stichwort Gelassenheit enthalten: der hilfreiche Gedanke an die noch ausstehende Vollendung. Im Bild gesprochen: Eltern freuen sich auch über windschiefe Strichzeichnungen ihrer Kleinen. Nicht die Perfektion eines Bildes erfreut das elterliche Herz, sondern die Geste des Hinhaltens einer Gabe, bei der das Kind sagt: „Sieh, das hab ich für dich gemalt!“ Und es erfreut Eltern, wenn sie Anlagen und Begabungen ihres Kindes erkennen, die sich später einmal entfalten werden. Wirklich Liebende schauen auf den geliebten Menschen gleichsam im Potentialis. Sie sehen, was aus ihm werden könnte, nicht so sehr auf das, was im Augenblick bei ihm Fakt ist.

Auf unser Thema hin gewendet: Die Vollendung dessen, was auf uns wartet, ist Gottes Werk, nicht das unserer menschlichen und kirchlichen Tüch-

tigkeit. Wir Theologen sagen: Die Eschatologie, der Glaube an eine Vollendung, die kommt, bewahrt uns vor der Ideologie, schon hier auf Erden das Vollkommene schaffen zu müssen. Wer das meint, muss eine kommunistische Partei gründen – oder zum Terroristen werden. Kirchliches Handeln erkennt man an der Haltung der Gelassenheit. Freilich: Es muss eine engagierte Gelassenheit sein.

Das meint mein zweites Stichwort in diesem Zusammenhang: Das Tun oder Spielen des Kindes vor den Augen der Mutter mag kindgemäß sein, aber es wird

## 2. Ernsthaft sein

Kirche kann ihr „Kerngeschäft“ nur ernsthaft betreiben, also sachbezogen und menschenorientiert, soweit das eben nur möglich ist. Auch kindliches Tun ist durchaus ernsthaft, sachbezogen. Es wünscht sich Anerkennung, es erwartet Lob. Das kann aber nicht erfolgen, wenn nur Allotria getrieben oder gar Unsinn gemacht wird.

Die Kirche weiß sich ständig vor den Augen ihres Herrn. Er wird einmal richten in Gerechtigkeit, und er wird dabei bei seiner Kirche anfangen. Man darf die Gnadenbotschaft des Christentums, wie sie etwa Paulus in seiner theologischen Begriffsfigur von der Rechtfertigung des Sünders aus Glauben („der Mensch wird gerecht durch Glauben, unabhängig von Werken des Gesetzes“, Röm 3,28) nicht als „Laissez-faire-Christentum“ missverstehen. Dagegen musste sich Paulus schon zu Lebzeiten verteidigen. Natürlich gilt: Aus Gnade, aber es gilt eine Gnade, die uns zu Werken der Liebe ermächtigt, ja herausfordert. Wer nicht antwortet, hat den Ruf umsonst gehört. Wer die Hand des Retters nicht ergreift, bleibt in seiner Eisspalte und erfriert. Auch für uns Getaufte und Gerechtfertigte bleibt die Aussage des Apostels bestehen: „Denn wir alle müssen vor dem Richterstuhl Christi offenbar werden, damit jeder seinen Lohn empfängt für das Gute oder Böse, das er im irdischen Leben getan hat“ (2 Kor 5,10).

Das meine ich mit der Ernsthaftigkeit des Tuns der Kirche insgesamt, aber auch jedes einzelnen Christen, insofern er wirklich Christ sein will. Die Nachfolge Christi ist kein Spazierweg, und unsere eigene Existenzverwandlung in die Christus-Gleichförmigkeit wird uns nicht erlassen, nach dem Motto: „Das ist alles nicht so ernst gemeint, was da in der Bergpredigt steht!“ Natürlich wird uns letztlich das Heil geschenkt, aber nur dann, wenn wir der Art und Weise zustimmen, wie Gott es uns schenken will, d. h. wenn wir uns selbst loslassen, wenn wir – um mit Paulus zu sprechen – nicht unsere Gerechtigkeit suchen, sondern die, mit der uns Christus umkleiden

kann (vgl. Phil 3,9). Und diese Gottesgerechtigkeit ist an der Lebensart Christi abzubuchstabieren.

Dennoch, bei aller Ernsthaftigkeit, die im Blick auf das anstehende Handeln und auf die ersehnte Anerkennung, sei sie von Menschen erwartet oder als von Gott her zugesprochene ersehnt: Die Kirche wird nie aufhören, ihr ganzes Selbstverständnis und damit auch die christliche Einzelexistenz als eine Art Spiel zu verstehen. Ja, ich wage dieses Wort, wiewohl es Missverständnisse auslösen kann. Aber es gehört als notwendige Korrektur zu dem eben Bedachten. Ein Kind vor den Augen seiner Mutter wird auch das Ernsthafte

### 3. Spielerisch verrichten

In diesem Wort schwingen für mich zwei Dimensionen mit. Zum einen ein dialogischer Aspekt. Ein Spiel kann es nur zwischen Spielpartnern geben. Mit sich selber spielen ist eine Ersatzhandlung, die letztlich nicht befriedigt. Wahre menschliche Existenz kommt ja nur zustande, wenn ich das DU entdecke, den Anderen, letztlich Gott. Wer in dieser Hinsicht der Botschaft der Bibel nicht traut, die dies auf jeder ihrer Seiten verkündet, der sollte beispielsweise den französischen Philosophen Emanuel Levinas (1905–1995) lesen oder noch besser in sein eigenes Herz schauen und seinen eigenen Sehnsüchten nachspüren.

Ich kann mir letztlich die ganze Schöpfung, bei aller Theodizee-Problematik, die sich dabei auftut, nur als ein grandioses Spiel der Liebe Gottes denken, eines Gottes, der den Überschwang seiner Liebe „spielerisch“ weitergeben möchte in eine von ihm geschaffene Wirklichkeit hinein, eben die des Menschen. Das merkwürdige Jesuswort von den „Kindern, die auf dem Marktplatz sitzen und einander zurufen: Wir haben für euch auf der Flöte (Hochzeitslieder) gespielt, und ihr habt nicht getanzt; wir haben Klagelieder gesungen, und ihr habt nicht geweint“ (Lk 7,32) verstehe ich in diesem Sinn: Gottes Liebe will nicht echolos, nicht resonanzlos bleiben. So dürfte Jesus seine Sendung verstanden haben. Er lädt zum Spiel der Liebe ein. Seine Gleichnisreden sind voll von Gastmahl-Geschichten. Wir sind zu einem Fest geladen. Die Metapher des Festes ist mehr als ein Bild. Es enthält die Sache des Reiches Gottes. Es zielt in der Sache auf einen Dialog nie endender, spielerischer, seliger Liebe.

Und eine zweite Dimension ist mit dem Bild des Spieles darin schon angesprochen: Im Spiel kommt es darauf an, dass der Partner reagiert. Ein Kind wird immer wieder, auch mitten in seiner Beschäftigung, seinem Spiel, hin zur Mutter schauen oder laufen. Es wird sich vergewissern, ob und vor

allem wie sie da ist. Das Kind wird antworten, so oder so, auf die Zuwendung der Mutter, mag diese nun verbal sein oder nonverbal.

Letztlich ist die Liturgie der Kirche ein solches „Spielen“ vor dem Angesicht Gottes. Die Liturgie ist in ihrem Kern „Antwort“ auf die vom Himmel herabsteigende Liebesofferte Gottes. Unsere Antwort darauf wird immer ungenügend bleiben. Aber wir binden sie an die Lebensantwort des Menschensohnes Jesus Christus, der in seinem Lebens- und Sterbensgehorsam den Dialog zwischen Gott und den Menschen wieder eröffnet hat. „Durch ihn“, „mit ihm und „in ihm“ wird Gott von der Kirche und jedem einzelnen der Gottesdienstteilnehmer geantwortet. So, nur so, sind wir für Gott ebenbürtige Spielpartner. Und die in unserem Bild herangezogene Kind-Mutter/Kind-Vater-Relation mag andeuten, dass darin letztlich doch das Wissen um den ganz anderen, unendlich erhabenen Gott gewahrt bleibt.

\* \* \*

Wie betreibt die Kirche ihr Kerngeschäft? Meine Antwort hat beides in den Blick genommen: das „Kerngeschäft“ und das WIE, also die Art und Weise, wie die Kirche, wie der Christ zu agieren hat. Gelassen, ernsthaft, aber letztlich wie in einem Spiel, dessen Gelingen gesichert ist und dessen Seligkeit schon jetzt geschenkt wird, darf die Kirche, darf jeder Christ vor Gott das tun, was ihm aufgetragen ist.

Der alttestamentliche Prophet Micha hat das einmal so ausgedrückt: „Es ist dir gesagt worden, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir erwartet: Nichts anderes als dies: Recht tun, Güte und Treue lieben und in Ehrfurcht den Weg gehen mit deinem Gott“ (Micha 6,8). Das Wort Mensch in diesem Prophetenspruch könnte durch das Wort Kirche ersetzt werden.